

Geheilt [Schluss]

Autor(en): **Schlatter, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

* Geheilt. *

Nachdruck verboten.

Novellette von Rudolf Schlatter, Zürich.

(Schluß).

Es war ein Uhr geworden und wieder fast heller Tag. Ich rief dem nächsten Wagen, nannte das Hotel der Damen und stand gleich darauf allein.

An ein Heimgehen konnte ich nicht denken; denn mich beschäftigte diese Geschichte mehr, als die Damen ahnten. Bedächtig steckte ich mir eine Zigarre an und schritt langsam die vor dem eben verlassenen Kaffee befindliche Anlage hinunter. Grübelnd ließ ich mich an einer ungestörten Stelle auf eine Bank fallen und überließ mich gänzlich den Bildern aus früherer Zeit, die auf mich einstürzten. Ich selbst gehörte vor etlichen sechs Jahren zu den Verehrern der jungen Dame, hatte aber mit meinen Bemühungen so wenig Glück wie die andern, obwohl sie gegen mich nicht so ganz abweisend kühl war. Ich sah sie wieder vor mir auftauchen mit ihrer königlichen Gestalt, ihren fremdländischen, fesselnden Gesichtszügen und der bräunlich-bleichen Hautfarbe. Ich sah wieder die unergründlichen Märchenaugen und das reiche, dunkle Haar, das lustig und kunstlos-genial Sitirne und Schläfen umrahmte. Aber ebenso sah ich auch den mitleidig geringschätzigen Blick und den herben Zug um den Mund, wenn man anfangen wollte, von Herzensangelegenheiten zu sprechen. Für die ganze Männerwelt fühlte sie nichts als eine grenzenlose Geringschätzung und Gleichgültigkeit, regelrechte Abneigung sogar, sobald die Männer als Geschlecht in Frage kamen. Weiß der Himmel, wie und wo sie zu dieser Gefühlswandlung gekommen war! — Ich fing endlich an, sie mit jener resignierten Hoffnungslosigkeit aus der Ferne zu bewundern, wie man etwa in der Jugend ein schönes Märbild in scheuer Andacht betrachtet. Dieser Zustand gebeh bis zu einer Art Kultus, indem ich bei allen Handlungen an sie und ihr etwaiges Urteil dachte, und ich gestand mir, es war nicht zu meinem Schaden gewesen.

Und eines Tages, als ich in ihrem Hause meinen Abschiedsbesuch machte und ihr in der üppigen Dämmerung des Salons gegenüberstand, da konnte ich mich nicht enthalten, fast unvermittelt zu fragen: „Und werden Sie immer so kalt und teilnahmslos bleiben, — werden Sie sich gar nie verlieben oder an eine Heirat denken?“

„Nein,“ sagte sie ruhig lächelnd, „verlieben schwerlich, aber, wenn ja einmal, dann, glaube ich, mit furchtbarer Gewalt!“ Damit streifte mich ein eigenartiger, kurzer Blick aus ihren Augen, fast wie Wildheit, oder wie wenn sie den Mann zugleich hassen müßte, der einst ihre Liebe wachzurufen vermöchte —

Dann hatten wir uns zum letzten Male die Hände gegeben, und fast war mir, als zucke doch plötzlich etwas Seltsames durch ihr Inneres, als müsse sie meine Hand festhalten und endlich auftauen zu einem neuen, ungekannten Leben.

Aber nichts von alledem; es blieb beim Abschied.

Dann war ich auf weite Reisen gegangen, hatte Länder und Meere durchzogen, Völker kennen gelernt und ernster Arbeit obgelegen. Auch kam ich nach und nach an die Grenze jener Jahre, wo man den Frisierkamm nach jedem Gebrauch recht besorgt betrachtet, weil er so energisch in dem wertvollen Kopfschmuck aufzuräumen beginnt und bald ganz überflüssig zu werden droht, in welcher Zeit man aber wenigstens kühler wird. Mein Heiligenbild war ziemlich verblaßt, und auch die Begegnung vor einem Jahr in Karlsbad war zu kurz gewesen, um die alten Träume stark genug aufzufrischen.

Und nun führte sie mir das Schicksal zum dritten Mal und unter so seltsamen Umständen in den Weg.

Ihre Ahnung hatte sich also erfüllt; das Heiligenbild ist endlich von seinem Piedestal niedergestiegen mitten ins bewegte Menschenleben hinein, ist zu vollem Leben erwacht, entzündet von jener welterhaltenden und weltverzehrenden Flamme, die es allerdings nun völlig zu zerstören drohte.

Nun stand auch er vor mir, der braune, bildschöne Mann, in den ich damals selber förmlich verliebt war, ich sah ihn auf dem Podium stehen, eines seiner hinreißend schönen, zweistimmig tönenden Violinoli spielend, das eine Mal jeder Ton ein Zauberer, dann wieder wie verhaltenes Schluchzen sich losringend: im Vergleich zu dem Spiele anderer Virtuosen klang das seinige wie eine frisch rieselnde Waldquelle gegenüber dem

Tröpfeln einer Gartenfontäne. Atemlos lauschte die Menge, die Musiker blickten zu ihm auf wie zu einem Gott. Und dabei glitten seine schwermühtigen Augen fast teilnahmslos über die lauschenden Zuhörer — er spielte eigentlich nur für sich. Brach dann der tosende Beifallssturm los, dann erst erwachte er sichtlich mit einem verlegenen Lächeln, und besangen, wie mir schien, verbeugte er sich, nahm seine Geige und wiederholte ohne Umstände einen Teil des Stücks. —

Und dieser Zauberer hier in Stockholm, zugleich mit ihr — und ich, ich hatte seine persönliche Bekanntschaft gesucht und gefunden . . . Und wieder war mir, als hörte ich den heimatischen Rheinfluss tosen. —

Endlich war mein Entschluß gefaßt; ja, ich wollte dem offenbaren Winke des Schicksals folgen, wollte selbst einmal Schicksal spielen, falle es aus, wie es wolle. Gerade insolge meiner nähern Bekanntschaft mit dem Geiger konnte ich Heilung für sie erwarten, konnte ich hoffen, die wildlodernde Flamme auf ein richtiges Maß zurückzuschrauben oder wohl ganz erstickend zu können. —

Die Sonne war eben wieder aufgegangen; es schlug drei Uhr, als ich langsam meiner Wohnung zusteuerte. Vor dem Hotel Metropole stand ich noch ein wenig still und blickte gedankenvoll die langen, gardinenverhüllten Fensterreihen entlang. —

In einiger Aufregung ob des Eindrucks, der mir bei ihrem Anblick nun werden würde, fuhr ich gegen elf Uhr beim Hotel vor; die beiden ältern Damen erwarteten mich bereits im Vestibül; aber die Hauptperson fehlte noch. Während wir unsere Begrüßung tauschten, sah ich sie durch einen Spiegel langsam die breite Treppe herabkommen, ihren Handschuh schlüpfend, ruhig und gelassen wie früher. Innig erfreut über ihr wenig verändertes Aussehen ging ich ihr entgegen, und wir begrüßten uns in ruhig gemessener Herzlichkeit, wie es eben gut erzogene Menschen machen sollen. Sie trug ein etwas amerikanisch gedachtes Reisekostüm mit ebenjohlem einfachem Strohhut, was zu ihrem rätselhaften Typus entzückend paßte.

Wir fuhren nach dem Nationalmuseum; während der Fahrt blieb sie schweigend und gleichgültig, sodaß ich schon jetzt beobachten konnte, wie sich die Mitteilungen ihrer Mutter bestätigten.

Als wir dann langsam die Silberfäle des Museums durchwanderten, sah ich mich unversehens allein mit ihr; Mutter und Tante — wie die Freundin der erstern kurzweg genannt wurde — hatten wir, sei es aus Zufall oder Absicht, aus den Augen verloren, und ich nahm mir vor, die Gelegenheit ohne Zaudern zu benutzen, um wieder einmal ein Kapitel Menschenherz zu studieren.

Aber alle meine Bemühungen einen Gedankenaustausch anzuregen in Anknüpfung an die Bilder, deren Reihen wir entlang gingen, scheiterten an der beharrlichen Einsilbigkeit meiner Begleiterin. Nur bei solchen Gemälden, die eine hochdramatische Szene aus dem unerlöschlichen Kapitel des Weib- und Mannlebens darstellten, verweilte sie länger und konnte ich sie zum Reden bringen; indes waren es fast stets bittere, leidenschaftliche Worte, ungesunde Ansichten und offenbar getrübbtes Urteil, was alles von ihrem frühern Wesen auffallend abstach.

So fesselte uns besonders das Bild eines dänischen Malers, betitelt: „Abschied auf ewig“, eine ergreifende modern-realistische Szene darstellend . . . der Vorplatz einer vornehmen Wohnung, durch deren offene Türen man in all den süßen Zauber einer jungen Häuslichkeit, eines genial angelegten trauten Heims hineinblicken kann . . . ein hochgewachsener, bleicher Mann in Reiseanzug, eine Handtasche tragend, schreitet erregt der Treppe zu, . . . ihm in den Weg sich werfend und ihn zurückzuhalten suchend, eine hellgekleidete Frauengestalt, Verzweiflung in den Zügen, . . . in einer offenen Tür ein erstarrt dreinschendes kleines Mädchen, . . . umsonst, . . . seine Haltung, sein Ausdruck verrät, daß alles vorbei, alles vergebens sei.

„Ich glaube, den Mann müßte ich töten!“ sagte endlich meine Begleiterin.

„Auch wenn Sie seinen Entschluß selbst verschuldet hätten?“
Da traf mich wieder jener böse Blick, mit dem sie mich früher ganz besonders auszeichnete, wenn sie je einmal Unrecht hatte.

„Sei es, wie ihm wolle; aber mich ihm vor die Füße werfen? Nie!“

Damit war unsere Unterhaltung wieder zu Ende; aber ein anderes Bild bot neuen unerquicklichen Stoff. . . . Eine Handwerkerstube, ein anmutiges junges Mädchen, schluchzend und trostlos in einem alten Lehnstuhl zusammengesunken, Vater und Mutter heftig auf sie einredend, dabei ein widerlicher alter Freier, mit listern-hämischen Ausdruck im feisten Gesicht, und das Ganze betitelt: „Seelenverkäufer!“

Vor dieser Gruppe flammte der ganze wilde Troß meiner Freundin neu auf.

„Warum überhaupt sollen wir nur immer warten, bis einer von dem dünnelhaften Männergeschlecht so gnädig ist, uns zu seiner Sklavin machen zu wollen? . . . Warum eigentlich sollen nicht auch wir den Mann, der uns gefällt, wählen dürfen?“

„Aha!“ sagte ich bei mir und dachte an die Geschichte in Karlsbad. Sie aber, wie ich schwieg, fuhr fort:

„Die Ehe überhaupt finde ich als eine geradezu barbarische Einrichtung. . . . Ja, ja, sehen Sie mich nur an!“

Nach einer Pause sagte ich im Weitergehen:

„So ganz Unrecht haben Sie ja nicht, auch ich habe mancherlei daran auszufehen; allein, wollen Sie das Vollwerk Jahrtausende alten Brauchs mit dem Kopfe einrennen? Wollen wir es nicht lieber zu unterminieren suchen oder es ganz ignorieren, wenn wir nicht warten können, bis es von selbst morsch wird! Auch die aus dem Altertum herübergebrachte Einrichtung der Ehe wird sich noch verändern; sich aber darüber aufzuregen. . . . das ist. . . . sagen wir, unphilosophisch. Uebrigens sollten Menschen, deren Denkweise ihrer Zeit um ein Jahrhundert voraus ist, auch Wege finden, sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken, ohne sonderlich viel einbüßen zu müssen!“

„Wag sein! Ich aber verzichte auf Umwege und kann euer brutales Geschlecht nur verachten.“

Bei diesen Worten, in denen sich nicht mehr die frühere Gleichgültigkeit gegen die Männer, sondern leidenschaftlicher Haß offenbarte, genährt durch den Umstand, daß sie dem Manne ihrer Wahl nicht angehören konnte, wurde ich ernstlich verstimmt und hätte mich selbstredend am liebsten verabschiedet, wenn ich eben das Außergewöhnliche ihres Charakters nicht gekannt und von ihrer Veränderung nicht durch die Mutter gehört hätte. Auch wollte ich den mir vorgenommenen Versuch, sie zu heilen, noch nicht aufgeben.

So ließen wir uns, einem gleichzeitigen Antrieb folgend, auf einem der roten Plüschige nieder, und ich konnte mich nicht enthalten, sie von der Seite anzusehen, während sie achlos in ihrem Bädeler blätterte. — — — Wie nur konnte in diesem jononischen Körper mit den klassischen Formen, dem echt bawarisch hohen Wuchs eine so verbitterte Seele, hinter dieser Stirne, die ein so edles Profil krönte, so trogige Gedanken wohnen! Hatte denn Lektüre vom Stile Ella Haags gegen die Männer oder Tolstois Kreuzerfonate ihr Urteil getrübt, ihre Denkweise vergiftet, oder was sonst mochte die natürlichen Impulse dieses Weibes in so abstrakte Bahnen geleitet haben!

Und während ich sie so betrachtete und am liebsten diese schwellende Gestalt plötzlich an mich gerissen hätte mit unüberwindlicher Gewalt, sie am liebsten erstickt hätte mit heißer Leidenschaftlichkeit, ihr zurendend: „Du träumst ja! Erwache doch! Dein Fuß wandelt nicht zwischen Dornen und Skorpionen durch eine Steinwüste, sondern ein weiter Blumen-garten liegt vor dir! Erwache, Löwin!“ . . . Wie ich so denke, wandte sie sich nach mir und frug herb und kurz: „Warum sehen Sie mich denn so an?“

„ardon!“ stammelte ich verlegen; aber schnell gefaßt nahm ich, ihren Unwillen übersehend, sie plötzlich bei der Hand, und ein wenig näher rückend sagte ich:

„Sehen Sie, trüge ich nicht von früher her ein so gutes Andenken an Sie und Ihr Elternhaus mit mir, ich würde ja jeden Versuch, Ihnen lästig zu fallen, vermeiden. Aber betrachten Sie mich einmal als Ihren Freund. . . . Sie wissen, ich bin kein schwärmerischer Jüngling mehr, vertrauen Sie mir einmal vollkommen. . . . Warum eigentlich sind Sie so bitter?“

Da sah mir, als kämpfe sie wirklich mit einer innern Bewegung; denn mit gänzlich veränderter Stimme sagte sie: „Ja, ich weiß, ich bin ungut, auch gegen Sie; aber verzeihen Sie mir. . . . Wir werden uns lange, vielleicht überhaupt nicht mehr sehen. . . . aber verlassen Sie sich darauf, ich leide vielleicht mehr, als meine Umgebung ahnt! . . . Mehr kann ich Ihnen nicht sagen,“ und wie früher drückte sie mir kurz und kräftig die Hand, sah mir noch einmal voll und gut in die Augen und stand hastig auf, gleichsam die Erinnerung an die kleine Szene von sich abschüttelnd.

In mir stieg die Hoffnung, daß hier zu helfen sei, fast zur Gewißheit, wenn mir auch andererseits das Wagnis des Spiels, das ich zu unternehmen im Begriff stand, vollkommen klar vor Augen schwebte.

Den Nachmittag verbrachten wir mit sonstigen Besichtigungen und Einkäufen. Ich bot alles auf, die Damen vollauf zu beschäftigen, um sie gänzlich in Sicherheit zu wiegen und für meine Kriegslust vorzubereiten. Um fünf Uhr speisten wir zu Mittag in Bern's Salon, und alle drei Damen befanden sich in ganz animierter Stimmung, nur ich nicht; ich konnte ein Gefühl der Beklemmung nicht unterdrücken. Auch stimmte es mich keineswegs ruhiger, als die Mutter, mich fest in die Augen fassend, meinte: „Ich fürchte, Sie führen etwas im Schilde, lieber Freund, ich kenne noch zu gut das Wetter-leuchten um Ihre Augenwinkel!“ Ich wehrte indes lachend ab, nahm nun aber alle meine Selbstbeherrschung zusammen.

In vollkommener Ruhe schlug ich vor, den Kaffee in einem nahegelegenen eleganten Gartenetablissement zu nehmen.

An den kleinen runden Tischchen saßen noch wenige Gäste, und ich fand in einer besonders gemüthlichen Ecke unter einem zeltartigen Dach ein Plätzchen, ganz wie für uns geschaffen. Etwa fünfzehn Schritte davon befand sich ein Musikpavillon, der nach vorn offen war, während die übrigen Wände von hohen Spiegelscheiben gebildet wurden. Er stand noch leer und verlassen. Die allabendlichen Konzerte begannen erst nach sieben Uhr. Ich ließ die Damen mit dem Rücken nach dem Pavillon Platz nehmen. Ich selbst setzte mich ihnen gegenüber, bestellte Kaffee und den verführerischen Punsch und fing an, von meinen Reisen in Afrika zu erzählen.

Damit hatte ich denn bald das vollständigste Interesse auch der jungen Dame erweckt.

Für meine Erzählungen interessierte sich besonders lebhaft die vertraute Freundin der Frau Professor, ein Fräulein v. S., die als Gesellschaftsdame einer deutschen Fürstin ebenfalls Nordafrika und besonders Aegypten bereist hatte. Niemand außer mir beachtete, wie es im Musikpavillon lebendig wurde. Selbst das Stimmen der Instrumente wurde überhört. Im Moment, als der Kapellmeister das Zeichen des Beginns gab, indem er auf seine Geige klopfte, brachte ich mit der Geschicklichkeit eines Taschenpielers ein Päckchen selbstaufgenommener kleiner Momentbilder aus dem Leben und Treiben der Länder, die ich bereist hatte, zum Vorschein, und deren geschickte Auswahl brachte es zu stand, daß die jetzt ertöndenden, hüpfenden Walzertakte noch immer nicht das Interesse meiner Opfer erregten. Um jeden Preis wollte ich das erste Stück vorübergehen lassen; auch beim zweiten gelang es mir noch, die Aufmerksamkeit abzulenken. — Das dritte begann. Nach sanften, einleitenden Phrasen der Gesamtkapelle erzitterten plötzlich die süßen, bestrickenden Töne eines Violinsolos, das dreien von uns wohl bekannt war und auch hier in Stockholm fast allabendlich die Hörer faszinierte. — — —

Mir schwindelte; ich sah einen brünetten Frauenkopf wie vom Blitz getroffen herumfahren, sah ein bleiches Profil, weit offene Augen, sah, wie sich schlanke Eisenbeinfinger ins Taschentuch krallten, ich fühlte zwei vorwurfsvolle Augenpaare auf mich gerichtet — — aber, was ich am meisten gefürchtet, ein Weinkrampf oder eine andere exzessive Gemütsregung — — das blieb aus. Auch die beiden ältern Frauen verfolgten ängstlich das Gebaren der jungen Dame, die regungslos in der Stellung verharrete. „Was haben Sie getan!“ flüsterte mir Fräulein v. S. auf italienisch zu, und ich machte ihr Zeichen, zu schweigen.

Indessen flossen die letzten Klänge aus des Künstlers Geige, und in die Schlussakkorde der Kapelle mischte sich tosender Weisfall. Langsam wandte sich die junge Dame wieder herum, mit niedergeschlagenen Augen, bleich bis in die Lippen.

Während die Musiker in der darauffolgenden Pause den Pavillon verließen, stand ich auf, ging auf meinen Kapellmeister zu,

nahm ihn ohne Umschweife am Arm und zog ihn kurzer Hand nach unserm Tische hin. Ghe sich die Damen von ihrem maßlosen Erstaunen erholen konnten, stellte ich vor: „Hier, meine Damen, mein Freund, Herr Kapellmeister Wodo Körösi!“ und diesen zum Sitzen nötigen, nahm ich wieder Platz, unbekümmert um die fassungslosen Mienen der Damen. Mit linksförmiger Verbeugung und seinem verlegensten Lächeln setzte er sich, während ich ihm ein Glas Punsch einschenkte, und begann sich mit einer wahren Kinderstimme in fast flüsterndem Tone und langsamem, gebrochenem Deutsch zu entschuldigen. Durch meinen Verkehr mit ihm war mir bekannt, daß er sich in größerer Gesellschaft fürchterlich verschüchtert und beengt fühlte, gerade als wenn er gesellschaftlichen Verkehr nie gekannt oder total verlernt hätte. Seine Geige, seine schwärmerischen, dunkelbraunen, ernstesten Augen waren alles an ihm. So konnte man ihm leicht anmerken, daß er unter uns sozusagen wie auf Kohlen saß.

Da traf mich plötzlich aus den Augen des welterfahrenen und lebensklugen Fräuleins von S. ein Blick wie eine mächtige Rakete, die in den dunkeln Nachthimmel steigt, und der sagte mir: „Ha, jetzt verstehe ich, was Sie wollen; aber nun überlassen Sie getrost das Weitere mir!“

Und das konnte ich auch! Die Situation mit der verblüffenden Kombinationsgabe mancher Frauen ganz richtig erfassend, begann sie nun den armen, kindlichen Mann förmlich zu zerpflücken, manchmal unterstützt von der Professorswitwe; mit wahrer Teufelei weidete sie sich an seiner Hilflosigkeit, und den feinen Spott, der zuweilen durch ihre Worte klang, den verstand der Ärmste zwar nicht, da er des Deutschen allzuwenig mächtig war, dafür verstand ihn jene andere Adresse, an die dieser Spott sich eigentlich richtete, um so besser. Die Gute ruhte nicht eher, bis der unbewußt eine Dämonenrolle spielende, harmlose Geiger seines ganzen Zaubers entblößt dastand, und fast schien es mir, als wolle sie hier an meinem armen Freund ein längst aufgespartes Hühnchen mit der ganzen Männerwelt rupfen. Endlich wollte ich der Tragikomödie ein Ende machen; der Freund tat mir zu leid; aber was half es, wenn nur wenigstens einem Menschenkind damit geholfen wurde!

Und als ob das Schicksal selbst mit mir im Bunde gewesen wäre, trug sich zuvor noch etwas zu, was mir zu vollem Triumph verhelfen sollte.

Ich sah eine Dame in zusammengesucht aussehender Toilette energisch auf unsern Tisch zutreten, einen finstern Ausdruck in dem mongolisch geschnittenen Gesicht, und ohne uns eines Blickes zu würdigen, gab sie dem Kapellmeister in einer Art, die offenbar ihre Anrechte an ihn dokumentieren sollte, einen Klaps auf die Schulter, ihm mit barscher, rauchiger Stimme auf ungarisch einige Worte sagend, die wir uns leicht als eine Aufforderung, hübsch brav zu sein, überlegen konnten.

Damit ging sie stolz wie eine Spanierin wieder ihrer Wege, ohne für uns auch nur ein Kopfnicken übrig zu haben.

„Und Sie sind verheiratet und haben keinen Chering an?“ fragte sarkastisch das ältliche Fräulein von S.

Wieder lächelte er verlegen: „Angormusiker braucht kainen!“ meinte er zu allgemeinem Ergötzen. Da erklangen vom Pavillon her drei Pizzikatotöne der Bassgeige, für ihn das Zeichen, wieder an seine Dirigentenstelle zu treten. Er verabschiedete sich sichtlich erleichtert, und das immerhin peinliche Spiel war zu Ende.

Noch eine Zeit lang blieben wir schweigend sitzen, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, indessen eine echt ungarische Weise in rasenden Takt dahinjagte, mit ihren prickelnden und schäumenden Tonwellen sich überflürend, neckend, kofend und immer wieder in das gleiche galoppierende Motiv ausklingend.

Ich schloß einen Moment die Augen und sah wieder jene leidenschaftlichen Szenen in dem kleinen Wirtshaus weit draußen in der Puszta, wo ich mich früher malerischer Studien wegen aufgehalten hatte, sah den gelben Abendhimmel, von dem sich ein langarmiger Schöpfbrunnen scharf abhob, durch das kleine, trübe Fenster hereinleuchten, die zwei fidele alten Zigeuner und zwei Paare, echte, heiße Ungarkinder die wilde Czarda tanzend — Ja, ja, diese Ungarn hier, das waren nur Palmen im nordischen Treibhaus —

Mit jähem Ruck schüttelte ich die Träumereien ab und sah, wie sich abermals jener verführerische Kopf nach dem Pavillon umwandte; aber den vorher so harten Mund umspielte ein eigenartiges Lächeln, wie man wohl nach dem Erwachen von einem recht tollen Nachmittagstraum lächelt —

Nun hielt ich es für das Geratenste, zum Aufbruch zu mahnen und die Damen nach Hause zu bringen. Beim Fortgehen jedoch, als letzter der kleinen Gesellschaft, nickte ich am Orchester vorbeikommend meinem Freund noch dankbar zu, was er übrigens kaum bemerkte; er spielte eben die melodischen Variationen über „Großmütterchen“, und da war er wieder ganz jener bezaubernde, interessante Künstler wie damals in Karlsbad.

Andern Tags, als ich im Hotel nach den Damen fragen kam, wurde mir der Bescheid, sie seien vor einer Stunde abgereist. Man händigte mir ein Billet ein, ich riß siebernd den Umschlag auf und las die zitternd und flüchtig geschriebenen Worte:

„Mein verehrter Herr! Heute weiß ich noch nicht, wie tief ich in Ihrer Schuld stehe, ich kann es einstweilen nur ahnen. Wir reisen nun, da wir einmal so weit sind, doch noch zu Professor H., um in seinem kleinen Paradies eine Woche zu verbringen. Nur das Eine scheint gewiß, Erna brauchen wir nicht dort zu lassen. — Wollen Sie uns nicht in den nächsten Tagen besuchen? — In höchster Eile und unter herzlichsten Grüßen
Ihre Frau Professor B.“

Da fühlte ich in meiner linken Seite plötzlich etwas Eigenartiges — —, ich hatte schon halb und halb vergessen gehabt, daß da drinnen so ein seltsam lebhafter Mechanismus existiert. Sinnend, ob ich wohl dieser Einladung Folge leisten werde, ging ich meiner Wege. — —

Der Landsknecht.

Die Nacht wird kühl, die Nacht wird kalt —
Das soll uns gar nicht schrecken!
Hellauf, ihr Landsknecht' insgemein,
Ich seh ein rotes Fensterlein:
Die Wirtin soll man wecken!

Frau Wirtin, horch, der Taler klinget,
Wir kommen heim vom Mausein!
Fortuna hat uns reich gemacht,
Es langt für eine liebe Nacht
Zum Schlemmen und zum Schmausen.

Den ersten Krug dem röm'schen Reich,
Drin wir uns herrlich nähren!
Wir setzen fürstlein auf den Thron,
Sie geben uns ihr Land zum Lohn —
Den Orden soll man ehren!

Wer hätt' vor Zeiten dran gedacht,
Daß ich was Rechtes würde!
Ein Federhans, wie's keinen gibt,
Vom Feind gehaßt, von Gott geliebt,
Des Fähnleins Stolz und Zierde!

Wenn meine Mutter Gräfin wär,
Begriff' man meine Taten.
So ist sie nur mein's Vaters Frau,
Und alle Leute fragen: Schau,
Wie konnt' der so geraten!

Ich freu' mich auf den jüngsten Tag,
Wo Englein mich umwerben.
Krieg' ich ein Stelzenbein zuvor,
Gehts hinkend durch das Himmelstor —
Mein Gut laß ich den Erben!